Zeitschrift: Jahrbuch der Gesellschaft für Innerschweizerische Theaterkultur
Herausgeber: Gesellschaft für Innerschweizerische Theaterkultur
Band: 1 (1928)

Artikel: Vom schweizerischen Volkstheater
Autor: Schmid, August
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-986440

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom schweizerischen Volkstheater

Von August Schmid, Dießenhofen

Es ist doch wirklich nicht mehr zu leugnen, daß das Theaterspielen in unserer lieben Schweiz geradezu eine Volkssache geworden ist. An dieser Tatsache ändert nichts, daß die einen sie abschätzen und für verhängnisvoll, die andern sie als Wohlfahrtsquelle und Bildungsmittel ersten Ranges bezeichnen. Mit elementarer Gewalt lebt sich dieser Trieb aus. Soll man ihn verwildern lassen? Genügt es, in selbstgerechter Entrüstung mit ausgestrecktem Finger auf die Geschmacklosigkeit, Unnatur, falsche Sentimentalität und gespreizte Eitelkeit unseres Dilettantentheaters hinzuweisen, und gleichzeitig die Hunderte und Tausende von Unratquellen in Kino und Zeitschriften gewähren zu lassen? Nein, es genügt nicht. Helfen war immer wichtiger als tadeln. Ein starker Schritt nach vorwärts könnte geschehen, wenn die Gegenüberstellung der Berufsbühne und des Volkstheaters eine bestimmtere Erkenntnis des Wesensunterschiedes erfahren würde. Dr. Oskar Eberle formulierte das mit glücklichem Griff. Mit der Anerkennung dieses Wesensunterschiedes wäre ein Nebeneinander mit Wechselwirkungen durchaus möglich und ein tiefer und unendlich schädlicher Graben zwischen beiden leidlich überbrückt. Mit natürlicher Gewalt beginnt der Geist unserer Zeit über Anschauungen hinwegzugehen, die hochmütig erklären, die Kunst laufe durch Berührung mit dem Volke Gefahr der Profanation und der Erniedrigung. Vernichtung der Volkskunst zugunsten einer kastenmäßigen Reservation für „Eingeweihte" war immer ein Zeichen der Dekadenz.

Ich erinnere mich der Darstellung eines alten mährischen „Paradeisspieles" durch die Spielertruppe des Goetheanums in Dornach. Dr. Rudolf Steiner erzählte vorgängig schlicht und anschaulich, wie ein Schäfer das Spiel ersonnen, Burschen und Mädchen des Dorfes in strenger Zucht innerhalb der Adventszeit vorbereitet und erst nach gehöriger Einübung aller Sprechpartien und Schreitgesänge in der festlich frohen Weihnachtszeit dem herbeigeströmten Volke das Spiel zur Schau gestellt hatte; daß ein alter Lateinmagister im Dorfe, der wohl irgendwann in der Jugend von höheren Dingen läuten gehört, Zeter und Mordio schrie gegen das dumb, einfältig Spiel, dem guten Schäfer jede Kenntnis der tragischen disciplina

absprach und männiglich, was von Stand und Bildung war, warnte, dem Unwesen dieser Spiele Aufmerksamkeit oder gar ein Wohlwollen zu schenken. Der Dornacher Vorführung wohnten wir nachher in aufrichtiger Ergriffenheit bei. Das Bild des guten, tiefbescheidenen Schäfers, dem wohl kaum das Wort Kunst über die Lippen und dessen Begriff zum Bewußtsein gekommen war, habe ich nicht so bald vergessen. Steht heute unser Volkstheater wesentlich anders da? Zugegeben, unsere Stückemacher sind keine Schäfer und die Literaten und die Gebildeten ennet dem Graben keine verkalkten Lateinmagister. Aber der Graben ist da. Und das ist ein tiefgreifender Verlust an Möglichkeitsförderungen. Hier liegt im wesentlichen doch der Grund zur Gefahr einer oberflächlichen Festspielliteratur, einer abscheulichen Unnatur und breiten Banalität auf Hunderten von kleineren Volkstheatern und -Theäterchen, während im jungen Deutschland, wo die Mittel schwerer fließen als bei uns in der Schweiz, mehrere große Organisationen diesen Spieltrieb gesammelt und organisiert haben und wo die Landesbühnen der Hauptstädte mobile Wandertruppen in Autos und Rüstwagen von Stadt zu Städtchen, bis in die größeren Dörfer entsenden, wo sie gute dramatische Werke in den Umständen angemessen guten Darstellungen vor das Volk tragen. Bei uns sind wohl tapfere Versuche von Aehnlichem da, aber sie stehen ohne Unterstützung, übelsten Zufällen und Unbilden ausgeliefert. Lobenswert sind die wohlgemeinten und in Einzelfällen gar mit Erfolg gekrönten Bemühungen ganzer Verbände, erfreulich die geschlossenen Leistungen der verschiedenen Heimatschutz- und Lokaldialektbühnen. Aber es will nicht „patten". Man möchte manchmal verzweifeln, wenn mühsam erreichte Ansätze zum Bessern durch schnöde Kassenerwägungen kurzerhand vernichtet werden.

Dürfen wir da ungeduldig werden? Oder das Heilmittel à la Doktor Eisenbart in der Bestellung von Berufsregisseuren vom „Kunsttheater" sehen, die unserm „Volk" das nötige Gehaben auf der Bühne schon „beibringen" werden? Ich glaube nicht. Alles muß organisch wachsen und so auch die Gesundung aus Unnatur. Da könnten neugegründete Verbände, wie die Gesellschaft für innerschweizerische Theaterkultur, lebendig wirken. Wirken, bauen, nicht nur registrieren, hieße es hier.

Die Schriftleitung des Jahrbuches wünschte von mir eine knappe Skizze meiner Theatererfahrungen von den Festspielen und Volksaufführungen her. Sehr ehrend für mich, aber heikel. Ich kann

wohl nicht mit der Aufzählung aller meiner Spiele so eine Art Pfauenrad schlagen. Ich bin nur ein Diener an einem Werke, das zersplittert genug und darum auch recht undankbar ist. Theatererfahrungen wünscht sie? Es sind immer die gleichen: freudvolle und leidvolle. Beginnen wir mit den freudvollen.

Wie so ein Volksschauspiel entsteht und sich das Endergebnis herauskristallisiert, darüber kann am besten ein Schulbeispiel Aufschluß geben: **Das No e Wili-Spiel zu Stein am Rhein, im Jahre 1924.**

Ein jüngerer Steiner Bürger, nach absolvierten Studien, aber ohne rechten Abschluß, nach mancherlei Wirrungen irgendwo im Bau des Schaffhauser Staatswesens, „wo viele Wohnungen sind", untergebracht, verfaßt heimlich ein dramatisches Spiel, fußend auf der mittelalterlichen Mordnachtlegende seines Heimatstädtchens. Ein Freund und Gönner erhält Einblick in die ersten Foliobogen, zieht den befreundeten Volksschauspielmann und erfahrenen Spielleiter des Nachbarstädtchens ins Vertrauen; der fängt Feuer, beide ermuntern den heimlichen Dichter, das Fragment zum Abschluß zu bringen. Dies geschehen, werden in aller Stille und auf persönliche Zuschrift zehn Vertrauensmänner zu einer vertraulichen Mitteilung einberufen: Vertreter der Stadtbehörde, Finanzmänner, Lehrer und sonstige als Förderer des Gemeinwohles bekannte Persönlichkeiten. Der Plan, kühn genug, weil er das Spiel an der historischen Stelle des Geschehens, dicht vor dem Rathaus inmitten des Städtchens aufführen und nur der Ueberfallszene willen bis in die Nacht ausdehnen will, ward auseinandergesetzt und leuchtete ein. Die zehn Männer erklärten sich bereit, für die nötige Garantiesumme aufzukommmen. Dem Aktionskomitee, dem der Stadtpräsident vorsteht, wird Vollmacht zu weiterem Vorgehen erteilt. Folgt in vierzehn Tagen eine Versammlung zusammen mit den Vorständen sämtlicher Vereine der Stadt. Das Opus wird vorgelesen, Aufbau und mutmaßliche Wirkung der Aufführungen auf Grund von Plänen und von vom Spielleiter verfertigten Schaubildern auseinandergesetzt. Das Stück schlägt ein. Die Vorstände der Vereine, die rechts gerichteten und die links stehenden, erklären ihre Bereitschaft unter Vorbehalt der Genehmigung durch ihre Generalversammlungen. Die Angelegenheit wird als Ehrensache erklärt. Die Begeisterung nimmt überhand.

Ein zäher, erbitterter Widerstand ersteht dem Plan von seiten eines Intellektuellen, der einen Gutteil seines Lebens in Stein verbracht und für Stein Festspiele und dergleichen geschrieben hat und

sich nun einer Bewegung gegenüber sieht, auf die er jahrelang vergeblich gehofft. Wenigstens will er dem Opus des Anfängers die klassische Gestalt geben (Lateinmagister und Schäfer), will die von realistischem Leben erfüllten Szenen in jambensprechende Auftritts- und Abgangschöre einrahmen, um das Zeitlose und über dem Geschehen Stehende zum Recht zu bringen. Dieser Vorschlag wird milde, aber entschieden abgelehnt. Folgt nach Neujahr eine große Volksversammlung in der Turnhalle. Der Werbetisch ist aufgestellt; die Listen bedecken sich überraschend schnell mit den Namen der Spielwilligen: Männer, Jünglinge, Frauen und Jungfrauen, alte Herren, regierende Stadträte, Beamte, die Aerzte, alles macht begeistert mit. Die tragende männliche Hauptrolle wird einem befreundeten Schweizer Schauspieler anvertraut, die Musik schafft ein Steiner Musiker in Zürich, die Tanzpartien übernimmt eine Tanzkünstlerin. Der Kavallerieverein stellt die Reiterei. Die Organisation lebt. Es beginnt die sorgfältige, mühsame Rollenverteilung, die nicht vom Vorstandstisch aus, sondern durch den Spielleiter in ungezählten Einzelverhören vorgenommen wird. Ein sehr delikates und schwieriges Geschäft. Die verständigsten Leute, bei den Männern mehr als bei den Frauen, werden manchmal zum Narren, wenn sie der Spielteufel am Kragen hat. Ein paar Sprechübungen werden vorerst konsequent durchgeführt, die wichtigeren Figuren einzeln instruiert, dann in kleinen Grüppchen, Einzelszenen langsam verbunden. Die Proben sind noch nüchtern und mühselig. Spazierstöcke und Regenschirme werden vorläufig noch wiederholt und mit Feierlichkeit als Stäbe der richterlichen Gewalt überreicht. Nun kommen größere Verbände daran; man muß vom Schulzimmer in die Turnhalle übersiedeln. Es wird vor den Proben Appell gemacht, Säumige streng vermahnt. Das Interesse wächst. Da werden auf einmal achtzig oder hundert Statisten aufgeboten und in die Szenen eingeführt. Sie sind baß verwundert, daß sie da „auch etwas machen sollen", wo sie doch keine Sprechrollen hätten. Die jungen Damen rühren sich überhaupt nicht. „Es habe ja doch keinen Wert, bevor die Kostüme da sind." Daraufhin wird die Statisterie separat vorgenommen und in eindringlichen Vorträgen über ihre eminent wichtige Rolle aufgeklärt. Die Intelligenteren begreifen und reißen die Schwerfälligeren mit. Es werden bereits gewaltige Staubmassen entwickelt, die Signalpfeife schrillt, bei den Kampfszenen muß gedämpft und gebremst werden. Zwei, drei Monate lang wird so geprobt, gepfiffen und gekämpft. Da wird eines Abends die Kin-

derschar eingeführt. Neues Leben, neue Aufgaben. In acht Tagen darauf rücken die Pferde an, die Chöre sollen auswendig und frei aus der handelnden Bewegung heraus gesungen werden. Die Ankunft der Kostüme wird auf kurze Frist angekündigt. In den Reihen der Statistinnen zeigt sich erstes, schüchternes Leben. Es geht vorwärts. Man spricht von nichts anderem mehr. Dichte Scharen von Zuschauern belagern Abend für Abend, wenn schönes Wetter ist, den Probeplatz vor der Turnhalle. Die Angelegenheit ist buchstäblich Stadtsache geworden. Jetzt rücken die fürchterlichen Gesamtproben auf dem Platze vor dem Rathaus selbst heran, die „Brigademanöver", wo die einzelnen Teile, Requisiten, Regiegeräusche, Beleuchtung, die Pferde, Chöre und Orchester eingefügt werden müssen. Kein Laut des Unmuts. Alles ist dabei. Der große Tag rückt heran. Die ersten Sorgenfalten auf den Stirnen der Finanzmänner erscheinen, als die Hauptprobe und Schüleraufführung vom landesüblichen Bindfadenregen treulich begleitet wird. Aber verratzte Hauptprobe, gute Aufführungen! Und so kam es. Ein paar glanzvolle Abende gab es, ein paar lädierte liefen mit. Man hatte Glück. Der Andrang für die letzten Aufführungen war enorm. Köstlich das bunte Leben vor und namentlich nach den Aufführungen. In den Schenken drängten sich durstige Bauern, Bürger, Zürcherreiter in ihrem Kostüm und Gewaff; die ernsten Benediktinermönche hatten ihren besonderen Hock. Das weibliche Jungvolk, reichlich mit Mannsvolk in Zivil gemischt, huldigte in der „Oberen Stube" dem Tanzvergnügen. Das war der einzige Lohn für die vielen, vielen sauren Wochen. **Ein Volksschauspiel.** Kunst? Hievon sprach man gar nicht. Es war einfach schön. Ein Heimatspiel im wahrsten Sinne des Wortes.

Das Heimatspiel ist die einfachste und dem Laientheater ohne weiteres zugänglichste Form. Ein anderes ist die Aufführung von Klassikern, obwohl auch hier überraschend eindringliche Leistungen erstehen können, wenn eine Reihe von unerläßlichen Faktoren wie unter einem besonders günstigen Sterne zusammenwirken. Ein Wagestück ohnegleichen, unternommen in glücklicher Unkenntnis der Gefahren und Schwierigkeiten, waren die Aufführungen von **Goethes Originalgötz** (Fassung vom Jahre 1773) unter den Lindenbäumen zu Dießenhofen, 1908. Fast von selbst, gleichsam aus der Not heraus, fand sich die glückliche Mischung. Alle Darsteller der Hauptrollen waren mit Herren und Damen aus befreundetem Kreise außerhalb Dießenhofens besetzt, Sprechgewandte, von offener Bil-

dung, Spielgewandte. Prachtvolle Gestalten stellte dann das „Volk" (im Gegensatz zu den Gebildeten) für die Metzler, Lerse, Selbitz, den Reichshauptmann, die Kaiserlichen Räte und Ratsherren, die Zigeuner 2c. Es galt, eine Einheit zusammenzuschweißen; das schwebte uns vor, aus dem Instinkt für das Gute heraus, eine Einheit auch bühnentechnisch. Das gewaltige Geschehen in gegen 50 Szenen und Szenchen wurde in ein Gerüst von drei Bühnen und zwei vorgelagerten, aus gestampfter Erde bestehende Terrassenpläne gespannt. (Siehe Bild Seite 47.) Setzen wir eine Pressestimme (Thurgauer Zeitung) als Zeugnis der erhaltenen Eindrücke hierher.

„Man weiß, daß ‚Götz von Berlichingen' mit seinen zahllosen Verwandlungen der Szene für die gewöhnliche Bühne unaufführbar ist, daß alle Regiekunst und alle Bühnentechnik das Jugendwerk Goethes nicht in den gewöhnlichen Bühnenrahmen einzuzwängen vermögen. Und was kein Hoftheater mit den perfektesten Bühneneinrichtungen zustande bringt, das haben in Dießenhofen die beiden Künstler A. Schmid und C. Rösch durch eine wahrhaft glänzende bühnentechnische Findigkeit fertiggebracht, den ‚Götz' in seinem kraftvollen, unverdorbenen Urtext in der Zeit von 3½ Stunden zur Darstellung zu bringen. Die Götz-Aufführung in Dießenhofen ist mehr als ein Kunststück der Theaterregie. Das Stück atmet Kraft und Leben, und auch der naive, literarisch unbescholtene Zuschauer wird bald unter dem Eindruck stehen, daß es ein genialer Dichter gewesen sein muß, der diesen ‚Götz' geschaffen hat. Es tut unserm Volke gut, wenn es nach der patriotischen Hochsaison der Zentenarfestspiele wieder einmal bessere Kost bekommt. Und das ist der ‚Götz von Berlichingen'. Daß es dabei nicht langweilig her und zu geht, ist schon angedeutet worden; es läuft ungemein viel in dem rasch aufeinanderfolgenden Szenenwechsel. Es wird erfreulich viel geschossen und Galopp geritten, und wer vom Theater vor allem verlangt, daß Leben in der Bude sei, der kommt in Dießenhofen beim ‚Götz' auf seine Rechnung, ‚voll und ganz', wie die Kantonsräte sagen. Und mit prächtigem Geschick ist in die dramatisch laute Bewegung das idyllisch Kleine hineingeschmuggelt, Szenen von zartem Gefüge, von welchen man überrascht ist, wie fein sie in dem großen Rahmen der Freilichtbühne zur Wirkung gelangen."

Dieses Experiment, dieses Hinaufgreifen über das patriotische Repertoire hinaus machte wohl starkes Aufsehen, und der Prozentsatz der gebildeten Besucher war erstaunlich stark. Aber diese machen den Hasen nicht fett. Die hinteren Plätze blieben schwach

besetzt. Die breite Masse des Volkes zögerte anfänglich. „Es sei ein Schwobestück", hieß es da. Es wurde natürlich auch viel über die Köpfe der Menge weg gesprochen und verhandelt, in diesem Stücke. Das Unternehmen endete mit einem wenn auch nicht drückenden, so doch empfindlichen Defizit. Von diesem Augenblicke an war das „Literarische" beim Volke wieder eine Zeitlang diskreditiert.

Fast von selbst griff dann die wieder erwachende Spiellust nach 18 Jahren zu Schillers „Tell". Da war nichts zu riskieren. Warum wohl? Schillers „Tell" wurzelt unverrückbar tief in unserem Volke. Selten wird auch bei Tellaufführungen im Volke von Kunst oder gar klassischer Literatur gesprochen. Das Volk spielt die Idee, das Ideal, unbedenklich, mit restloser Hingabe, als Ausdruck einer Gemeinschaft, die von nah und fern zusammenströmt. „Hier steht keine buntgewürfelte, bezahlte Mimengesellschaft auf der Bühne, sondern ein Gemeinwesen vom zittrigen Greis über kraftvolle Männer und Frauen bis zum unmündigen Kinde." Es ist das patriotische Spiel der Laienbühne. Mit großer Wichtigkeit, ja Feierlichkeit werden da die ewig feststehenden, allen bekannten Rollen verteilt, und ihre Namen bleiben den Trägern lange treu bis tief in den nachfolgenden Alltag hinein.

Die Dießenhofener Tellspiele von 1925 zeichneten sich durch verschiedene Qualitäten aus: 1. Der einfache, monumental auf drei Bühnenteile verteilte unter die drei berühmten Linden gestellte Schauplatz war wiederum die Schöpfung des Dießenhofener Künstlers C. Rösch, der seinerzeit der Schmidschen Idee jener dreiteiligen Götzbühne gleichfalls Gestalt gegeben hatte. 2. Für die Rolle des Tell war ein befreundeter, hervorragender Telldarsteller der Berufsbühne, Emil Heß, herangezogen worden, der sich, so ragend er in der Gestaltung seiner Rolle war, dank seiner urchigen Schweizerart aufs schönste ins Ganze fügte. Das Pathos wurde tunlichst bekämpft, in der Sprechweise eine Einheitlichkeit angestrebt, die Buntheit in den Kostümen auf die Geßlergruppe beschränkt, Männer, Frauen und Kinder des „Volkes" zum Barfußlaufen angehalten. Der Erfolg war stark und ließ den „Tell" zu 13 Aufführungen vor vielfach überfülltem Auditorium kommen. Eine beinahe erbitterte Sparmaxime des Finanzkörpers zeitigte naturgemäß auch den klingenden Erfolg. Es ergab sich auch hier das packende Bild einer Volksangelegenheit.

Ich habe mir erlaubt, in Vorstehendem nur drei Typen von Freilichtspielen zu kennzeichnen: Das Heimatspiel „No e Wili":

das klassische Drama „Götz von Berlichingen" und als Zwischenglied, klassisch und volkstümlich zugleich, Schillers unvergleichlichen „Wilhelm Tell". Das ist ein Bündel, das sich sehen lassen darf, und ist doch nur ein Bruchteil unter den tapferen und wohlgelungenen Versuchen mit den nach jahrhundertelanger Unterbrechung erstmaligen Manifestationen nationaler Festspiele zu Schwyz und Bern. Eine glänzende Reihe folgte mit Solothurn, Chur, Basel, Schaffhausen, Aarau, Appenzell bis zur Graubundfeier (in romanischer Sprache) zu Truns anno 1924, ungezählt die selbstständig, ohne die äußere Veranlassung von Festen unternommenen Spiele zu Vindonissa, Wigands „Marignano" in Morschach, die Tellspiele zu Altdorf, in Interlaken und Pfäffikon (Zürich), das Heimatspiel zu Eglisau. Man hätte glauben können, daß diese Entwicklung schnurgerade auf das vielzitierte schweizerische Nationaltheater zugesteuert hätte. Mitnichten. Den Einsichtigeren, den „in der Praxis Stehenden", wie man so schön sagt, zeigte sich dies Ziel bald als Utopie. Unser innerster Landescharakter ist föderalistisch, auf diesem Gebiet stärker als anderswo. Heimatkunst, Heimatspiele? Ja! Regionales, patriotisches Festspiel? Gewiß! Zusammenschluß gleichgesinnter und ausgewählter Kräfte zu einem nationalen Werk großen Ausmaßes über die Orts- und Kantonsgrenzen hinaus? Niemals! Leider. Man wird sich damit abfinden und nach wie vor Kleinarbeit, gewissenhafte, vollbringen müssen, dem Kitsch entgegenarbeiten, und wenn es angeht, Hand in Hand mit Literaturkundigen, und wo es nicht angeht, wohl oder übel allein der ebenso schönen und guten Sache des Volksschauspiels aufrichtig dienen.

Wer mit öffentlichen Angelegenheiten materieller Art, mit Verbandspolitik und anderen schönen Einrichtungen zu tun hat, weiß, wieviel Verbissenes, Unfreundliches und unnötig Kompliziertes zu Tage tritt, wo zehn und mehr Schweizer Männer zusammentreten. Wer gut fundierte, wohlorganisierte und straffgeleitete Volksschauspiele mitgemacht hat, mag bestätigen, welchen Maßes von Begeisterung, Opferkraft und kameradschaftlichen Zusammenhaltens dieses Volk noch fähig ist. Ist das so der Mühe und des Schweißes unwert? Ich glaube nicht.

Noch ist der große einheitliche Zug zur Stilbildung nicht da, trotz schöner Ansätze wie: die konsequent vereinfachende, auf Distanzwirkungen arbeitende Festspielart von Cäsar von Arx, die Einsiedler Geistlichen Spiele. Noch sind starke und großgesehene Ansätze auf dem Papier (neuere Waldmann-Dramen gehen bald in das

Dutzend); Fäsis großzügiges Opferspiel sollte nicht erledigt bleiben. Es bedarf einer Organisation, die unbestechlich Rangstufen erkennen und festlegen müßte, ermuntern und warnen, beleben und verfeinern könnte, überall da, wo bei angehäuftem Spielwillen Rat- und Ziellosigkeit Schönstes verhindert oder erschwert. Und die Gesellschaft für Theaterkultur? Welch schöne, wenn auch langfristige Aufgabe, hier für die unterbrochene Volkstradition neu zu kämpfen und Brücken zu schlagen in unsere Zeit!